

Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 98 (1989)
Heft: 1

Artikel: Raymond in uns selbst
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-976035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



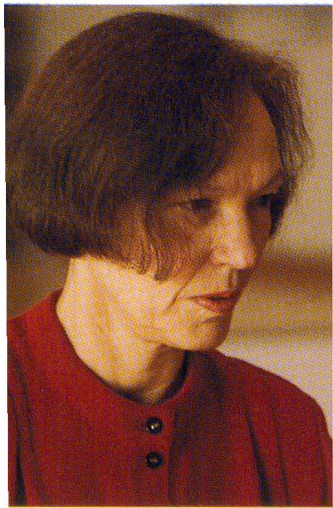
RAYMOND IN UNS SELBST

Wie kommt es, dass wir uns mit der Filmfigur des Autisten Raymond Babbitt identifizieren können? Was steckt in den authentischen Briefen, Aufsätzen und Gedichten des Autisten Dietmar Zöller, dass sie uns persönlich berühren? Wer unter der Oberfläche unserer kontaktarmen und zugleich kontakthungrigen Gesellschaft zu forschen beginnt, stößt auf interessante Antworten.

Schlüsselszene im Film «Rain Man»: Charlie Babbitt (Tom Cruise) bringt seinem autistischen Bruder Raymond (Dustin Hoffman) das Tanzen bei. Erstmals tut sich in der Mauer, die den völlig in seine innere Welt Eingeschlossenen umgibt, ein Fenster auf. Die zwei haben auf ihrer Irrfahrt durch den Westen der USA, die auf einer anderen Ebene zu einer Entdeckungsfahrt in die verdrängte gemeinsame Kindheit wird, in der Spielerstadt Las Vegas einen Zwischenhalt gemacht. Las Vegas – Allegorie der Scheinrealität in einer vom Showbusiness beherrschten Welt.

Die Filmhandlung gerät hier zu einer bestürzenden Doppelbödigkeit von Schein und Sein. Der schuldenbeladene Jungunternehmer Charlie nützt das phänomenale fotografische Gedächtnis seines schwerbehinderten Bruders aus, um beim Kartenspiel eine Menge Geld zu verdienen. An der Bar, wo ihn Charlie kurz allein lässt, um auf die Toilette zu gehen, wird Raymond von einer Prostituierten angesprochen. Sie verabredet sich mit ihm zum Tanzen, und er merkt gar nicht, dass sie, erschreckt durch sein unverständliches Gebrabbel, die Flucht ergreift. Raymond «freut» sich auf das vermeintliche Rendezvous, indem er die Uhrzeit und den Namen des Mädchens – Iris – monoton vor sich hersagt. Die Tanzstunde mit Charlie findet im runden Erkerzimmer der unwirklich luxuriösen Hotelsuite der beiden statt. Raymond ist eifrig dabei. Man spürt förmlich einen Funken überspringen. Charlie wird von einer Welle der Bruderliebe übermannt und will Raymond umarmen. Doch der zieht sich schreiend zurück. Die Tanzepisode erreicht ihren symbolischen Höhepunkt, als Raymond, der enttäuscht vom geplatzten Rendezvous ins Zimmer zurückkehrt, im Hotellift von Charlies attraktiver Freundin, die kurzerhand den Haltknopf drückt, zum Tanz aufgefordert wird. Jeder Zuschauer kann sich, obwohl ihn eigentlich das seltsame, auf sich selbst bezogene Verhalten des autistischen Mannes

Autismus als Symptom unserer Zeit; Tanz als ritualisierter Kontakt; Las Vegas als Allegorie der Scheinrealität; Dustin Hoffman (rechts) und Tom Cruise in ihrer Tanzszenen in «Rain Man».



Die Choreographin und Ballettmeisterin Ethery Pagava, die schon mit elf als Solistin gefeiert wurde und heute ein eigenes Ballett leitet, kombiniert das tägliche Training ihres Ensembles mit einem Hörtraining. Hier drei der Tänzer. Céline Bernadet, Jean-Marc Plu-main und Catherine Cloarec (von links) haben ihre schweren Kopfhörer mit Stirnbändern fixiert. Ausser den Hörmuscheln haben diese Geräte im Bügel noch einen Vibrator eingebaut, der die Schwingungen der filtrierten Musik direkt auf den Schädelknochen überträgt.



FOTOS:
CHRISTIAN HELMLE



Die drei Tänzer demonstrieren die Wirksamkeit des Hörtrainings mit einzelnen Tanzszenen, die sie in Rekordzeit von wenigen Stunden einstudiert hatten. Es handelte sich um eine Adaptation von Szenen, die sie mit dem ganzen Ensemble aufgeführt hatten und die Frau Pagava sozusagen über Nacht «miniaturisierte». Noch am gleichen Abend des ersten Probenabends war die Aufführung vor einem Publikum. Ohne die gesteigerte Leistungsfähigkeit als Folge des Hörtrainings wäre dies nach Ansicht von Frau Pagava nicht möglich gewesen.

befremdet, in dieser Situation mit ihm identifizieren. Warum eigentlich? Vermutlich deshalb, weil der Film im Grunde eine Karikatur unserer «normalen» Alltags-Kommunikation darstellt. Auf verschiedenen Ebenen werden unsere Schwierigkeiten im Erkennen und Ausdrücken unserer Bedürfnisse dargestellt. Die grössten Schwierigkeiten scheinen wir mit dem menschlichen Urbedürfnis schlechthin, dem Bedürfnis nach Kontakt, zu haben. Unsere Kultur ist zugleich kontakthungrig und kontaktarm. Wir benötigen besondere Rituale, wie die Küsschen-Küsschen auf die Wangen, um zu Körperkontakt zu kommen.

Deshalb ist auch die Tanzepisode im «Rain Man» so symbolträchtig. Der Gesellschaftstanz ist eine wichtige Form des ritualisierten Körperkontaktes. Er erlaubt Dinge, die sonst nur unter Intimpartnern und zwischen Eltern und Kindern gestattet sind: Händchen halten, berühren der Körper, Anschmiegen von Wange an Wange. So ist der Tanz Ausdruck einer Sehnsucht nach Kontakt, einer nostalgischen Erinnerung an die Kindheit, als uns die Mutter herzte, streichelte und beruhigend schaukelte. Vielleicht ist uns diese «Rückführung» darum besonders wichtig, weil unser Bedürfnis schon damals nicht genügend gestillt wurde. Eine solche Rückführung in die Kindheit erleben die Tänzerinnen und Tänzer des Pariser Balletts Ethery Pagava jeden Tag beim Training. Über mächtige Kopfhörer horchen sie, während sie ihr Bewegungsprogramm absolvieren, auf speziell gefilterte Musik, zum Beispiel Stücke von Mozart und gregorianische Chorgesänge. Die Ballettmeisterin verbindet nämlich das Tanztraining mit einem Horchtraining. Es ist vom Pariser Gehörspezialisten Alfred A. Tomatis

entwickelt worden, den Ethery Pagava vor drei Jahren kennengelernt hat. Sie ist begeistert: «Das Tomatis-Training ist segensreich. Es steigert das bei vielen Tänzern unterentwickelte Hörvermögen, reduziert die Reaktionszeit fast zu einer Gleichzeitigkeit von Bewegung und Rhythmus, entwickelt das Gedächtnis, erhöht die Konzentration und führt zu einer Verinnerlichung des Tanzes. Die Übungen mit den Kopfhörern vermitteln den Tänzern, die bisher ganz darauf aus waren, den Zuschauer zu beeindrucken, eine Begegnung mit sich selbst. Die Folge ist eine neue Qualität: Sensibilität statt blosse Virtuosität.»

Die Tonbänder, mit denen die Tänzer arbeiten, sind eine Spezialanfertigung von Dr. Tomatis für das pädagogische «Théâtre du Jardin» in Paris, wo die Tanztruppe Ethery Pagava (auf der Bühne dann allerdings ohne Kopfhörer) mit Vorstellungen für Kinder und Jugendliche auftritt. Der Kontakt spielt dabei eine zentrale Rolle: Jede Vorstellung endet mit der aktiven Teilnahme der jungen Zuschauer, die in dem Theater «zu kritischen Kulturkonsumenten geschult» werden sollen.

Kontakt durch aktives Horchen – Kontakt mit dem Leben, mit der Umwelt, mit anderen Menschen – ist das zentrale Thema der Forschungen von Dr. Tomatis seit den vierziger Jahren (vergleiche das Interview auf Seite 12). Ein Buch, «Der Klang des Lebens», enthält das Vermächtnis des heute 71jährigen Arztes, Forschers und Philosophen. Als Klang des Lebens bezeichnet er den Klang, die Vibration der lebenden Zellen: ein fernes, leises Rauschen in hohen Frequenzen. Der menschliche Embryo, sagt er, horcht schon, wenn er kleiner ist als ein Zentimeter, auf dieses «Rauschen». Die

gesamte menschliche Dynamik, der Wille zum Leben und Wachsen, gründet auf diesem aktiven Horchen, das mehr ist als ein passives Hören. Deshalb erreicht die Cochlea, das eigentliche Hörorgan, als einziges menschliches Organ schon vor der Geburt, nämlich 18 Wochen nach der Empfängnis, die volle Grösse. Alle anderen Organe wachsen nach der Geburt noch weiter.

Worauf horcht das ungeborene Kind? Was hört es? Es horcht sehnsüchtig auf die Frequenzen des Lebenskluges, sagt Tomatis. Und es erkennt diese «Urmodulation» wieder in der Stimme der Mutter. Sein Gehör ist so fein, dass es alle anderen Geräusche auch wahrnimmt. Tomatis experimentierte jahrelang mit den Geräuschen, wie sie der Fetus im Mutterleib wahrnimmt. Er setzte gefilterte Aufnahmen von Herztönen und anderen Körpergeräuschen sowie der Mutterstimme zu akustischen Darstellungen der uterinen Klangwelt zusammen. Mit der Zeit entstand so auf seinen Tonbändern die realistische Geräuschkulisse für eine «akustische Geburt»: Die Töne kommen zuerst durch das Medium des Wassers und dann schrittweise durch das Medium der Luft zum Zuhörer. Die berühmte Psychoanalytikerin Françoise Dolto vernahm von seinen Forschungen, nachdem bei einer Demonstration der Tonbänder ein kleines Mädchen, das in der Ecke sass, plötzlich mit einer umwerfenden Selbstverständlichkeit seine eigene Geburt geschildert hatte: «Ich sehe einen Tunnel und zwei weisse Engel... Jetzt sehe ich Maman...»

Frau Dolto suchte Tomatis mit einem 14jährigen Jungen auf, den seine Mutter zu ihr in die Analyse gebracht hatte. Er galt als schizophoren, war hochgradig hyperaktiv, redete nicht und lehnte seit zehn Jahren jeden Kontakt mit der Mutter ab. Man könne davon ausgehen, erläuterte sie unter anderem, dass er geistig noch gar nicht geboren sei. Diese Formulierung überzeugte Tomatis, der sich

zu einem Experiment mit seinen Tonbändern bereit erklärte. Eine Woche später versammelten sich in seinem kleinen Tonstudio, das mit Geräten vollgestopft war, der Bub mit Mutter und Analytikerin sowie noch ein Arztkollege. Der Bub, rundlich, von puppenhaftem Aussehen und ständig in Bewegung, setzte sich möglichst weit von der Mutter entfernt hin. Kaum begannen die Bänder mit den Geräuschen aus dem Mutterleib zu laufen, stand er abrupt auf, ging zum Schalter und löschte das Licht. Im Schein der Armaturenbeleuchtung seiner Geräte sah Tomatis, wie er zielstrebig zu seiner Mutter ging, sich auf ihre Knie setzte, ihre Arme um seinen Bauch legte, eine fetale Stellung einnahm und den Daumen zu lutschen begann. Nach 15 Minuten, als das Tonband zu Ende war, erhob er sich, knipste den Lichtschalter wieder an und verliess das Labor, gefolgt von seiner Mutter, mit der er zum ersten Mal seit zehn Jahren Kontakt aufgenommen hatte.

In der zweiten Sitzung, wieder eine Woche später, liess Tomatis das Tonband der «akustischen Geburt» laufen. Zunächst reagierte der Bub marionettenhaft gleich wie das erste Mal. Er erhob sich, löschte das Licht, setzte sich zur Mutter auf die Knie, legte ihre Arme um sich, zog die Beine zur fetalen Stellung an und begann den Daumen zu lutschen. Als sich die Filterung der Geräusche änderte, begann er plötzlich zu brabbeln, Töne aneinanderzureihen, als ob er einen Vortrag hielt. Es war das erste Mal seit vielen Jahren, dass er sein Schweigen brach. Dann erhob er sich abrupt, knipste das Licht an, drehte sich zur Mutter, knöpfte dieser mit schweigender Entschlossenheit den Mantel zu und verliess das Labor. Françoise Dolto erklärte Tomatis, der Bub habe mit seinem Verhalten mitgeteilt, dass er jetzt zur Welt gekommen sei. Das Tonband der «akustischen Geburt» hatte sich als mächtiges therapeutisches Instrument erwiesen. So mächtig allerdings, schreibt Tomatis, «dass unser junger Patient, der keine Lust hatte, in die Welt der Menschen geboren zu werden, in den folgenden Tagen einen beträchtlichen Selbstzerstörungsdrang entwickelte». Inzwischen ist dieses Instrument erheblich verfeinert worden und wird in 150 Tomatis-Zentren in 12 Ländern, darunter auch der Schweiz, routinemässig als Teil eines Hörtrainings eingesetzt. Dieses wird im Rahmen der von Tomatis postulierten «Pädagogik des Horchens» mit Erfolg bei Problemen mit dem Sprechen, Singen, Lesen und Schreiben, bei motorischen Störungen und Handlungsfehlern sowie bei psychologischen Problemen eingesetzt, bei denen es immer um Kommunikation geht. Auch bei Hirnfunktionsstörungen und Hirnschäden erzielt die Tomatis-Methode oft überraschende Resultate, weil die Hirnzellen durch die verwendete gefilterte Musik stark stimuliert und aktiviert werden.

Wenn wir Schwierigkeiten mit der Kontaktaufnahme, mit der Kommunikation haben, dann haben diese immer eine Vorgeschichte, die in die Zeit vor, während und unmittelbar nach der Geburt zurückreicht. Diese Zeit wird durch die Kommunikation mit der

Aus dem Labor ins psychologische Sprechzimmer: Die berühmte Psychoanalytikerin Françoise Dolto hatte erfahren, was der Ohrenarzt Dr. Tomatis in seinem Tonstudio für interessante Experimente durchführte. Sie suchte ihn mit einem Patienten auf und wurde so Zeugin der ersten «akustischen Geburt».

FOTO: C. CABROL/KIPA





Der Körperkontakt zwischen Mutter und Baby ist die Fortsetzung eines Dialogs, der schon im Mutterleib beginnt. In unserer eher kontaktarmen Kultur ist er besonders wichtig. Deshalb tragen immer mehr Frauen auch bei uns ihr Baby so herum, wie es noch in vielen Ländern der Welt eine Selbstverständlichkeit ist – zum Beispiel in Bolivien (oben), Kamerun (unten links) und Obervolta. Mehr über Berührung im ausführlichen Bericht auf Seite 22.



Mutter dominiert, die mehr oder weniger harmonisch sein kann. Immer mehr Indizien deuten darauf hin, dass die Harmonie zu gleichen Teilen von beiden Partnern – Mutter und Kind – angestrebt und getragen werden muss. Es gibt Kinder, die den Dialog mit der Mutter in jeder Beziehung fördern, und solche, die ihn mit allen Mitteln meiden und sogar sabotieren. Es ist zu vermuten, dass ihr Einfluss auf das Phänomen der Synchronisation, das italienische Forscher nachgewiesen haben, ebenso gross ist wie jener der Mutter. Die Forscher haben festge-

stellt, dass sich in den ersten Tagen nach der Geburt die Hirnwellen von Mutter und Kind während des Schlafes synchronisieren. Die Erforschung solcher Phänomene des Kontakts zwischen Mutter und Kind steckt buchstäblich noch in den Kinderschuhen. Immer wieder macht man neue und oft beunruhigende Entdeckungen. Zum Beispiel, dass das Herz des Ungeborenen schneller zu schlagen beginnt, wenn die werdende Mutter daran denkt, eine Zigarette zu rauchen. Oder dass die Offenheit der Mutter für die Bedürfnisse des Kindes eng damit

FOTOS: LEN SIRMAN, BAUMANN

FORTSETZUNG SEITE 15

RAYMOND IN UNS SELBST

zusammenhängt, wie sie den eigenen Körper während der Schwangerschaft wahrgenommen hat: eher von innen, mit Interesse für das werdende Leben, oder von aussen, mit Sorge um Erscheinung und Attraktivität. Im letzteren Fall ist unter Umständen der spontane Körperkontakt mit dem Neugeborenen erschwert, dessen Wichtigkeit erst in den letzten Jahrzehnten richtig erkannt worden ist. Das Berühren der Haut liefert unter anderem die notwendige Stimulation für die volle Entwicklung der Atmung, die erst im zweiten Lebensjahr abgeschlossen ist. Ein wahrhaft lebenserhaltender Kontakt also. So wichtig sind Liebe, Zuwendung und Kontakt für das Neugeborene.

Die ersten zwölf Monate nach der Geburt sind vom berühmten Basler Zoologen und Anthropologen Adolf Portmann als «extrauterines Sonderjahr» bezeichnet worden. Er hat – schon in den vierziger Jahren – gezeigt, dass der Mensch, biologisch gesehen, eine Frühgeburt ist. Wenn das Menschenbaby gleich entwickelt wie zum Beispiel das Gorillababy auf die Welt kommen sollte, müsste die menschliche Schwangerschaft gegen 22

Monate dauern. Erst in der zweiten Hälfte des «Sonderjahres» ausserhalb des Mutterleibes setzen jene Erscheinungen ein, die ganz besonders die menschliche Eigenart bezeichnen: die aufrechte Haltung, das Sprechen und das einsichtige Handeln. Die Menschengruppe, in die das Kind geboren wird, bildet eine Art soziale Gebärmutter, in der es so gut aufgehoben sein soll, wie vorher im Mutterleib.

Der Glaube, mit der Durchtrennung der Nabelschnur sei ein von allen anderen Wesen getrenntes Individuum entstanden, erweist sich beim näheren Hinschauen als Irrtum. Die Bilder vom Raumspaziergang der Astronauten stimmten den Psychologen und Kreislaufspezialisten James Lynch nachdenklich: «Es handelte sich um eine neue Art von Nabelschnur, einen haltgebenden und versorgenden Lebensstrang in Form von Sauerstoffschläuchen aus Polyäthylen, die frei schwingend in der Schwerelosigkeit des Weltraums schwebten und mit einem neuartigen Mutterleib verbunden waren, der von hitzebeständigem Metall umschlossen war.» Diese Bilder sind ein starkes Symbol dafür, wie sehr die menschliche Existenz auf Wechselbeziehungen gegründet ist. Lynch hatte an einem Vortrag in Australien ein Schlüsselerlebnis mit einem englischen Einwanderer, der sich freiwillig als «Versuchskaninchen» meldete, um auf der Bühne zu demonstrieren, wie Reden den Blutdruck in die Höhe treibt. Der junge Mann begann davon zu erzählen, wie einsam er sich hier fühlte. Da erlebte Lynch, wie aus

FORTSETZUNG VON S. 11

BITTE UMBLÄTTERN



Der Astronaut an seiner Kunststoff-«Nabelschnur», die ihn mit der gebärmutterartigen klimatisierten Raumkapsel verbindet, erinnert uns daran, dass wir trotz Geburt und Abnabelung nie völlig unabhängig sind. Als Neugeborenes brauchen wir unsere Umwelt wie eine zweite Gebärmutter. Doch auch als Erwachsene verbinden uns unsichtbare «Organe» mit anderen Menschen. Interessant sind die Gedanken, die sich der Herz-Kreislauf-Spezialist darüber machte.

FOTO: VISIONS/PJP-NASA

RAYMOND IN UNS SELBST

dem Publikum, das vorher über die zwei verschiedenfarbenen Socken des Jungen gelacht hatte, diesem eine Welle der Sympathie und Liebe entgegenbrandete. Auf dem Rückweg in die USA sinnierte der Forscher: «Was wäre, wenn wir in Wirklichkeit viel weniger vereinzelt und getrennt wären, als man uns glauben machte? Was, wenn all unsere Körper Teil eines viel grösseren Körpers sind – des Gemeinschaftskörpers der Menschheit? Ersetzt das Gespräch vielleicht wirklich die bei der Geburt verlorengegangene Nabelschnur; ist es eine fest verankerte Rettungsleine, die uns nach der Geburt weiterhin vereint? Ernähren wir uns alle über einen einzigen, unsichtbaren Mutterleib, den wir nicht fühlen können, weil er uns umschlingt?»

Es geht hier um eine Verzahnung von Aussen- und Innenwelt des Menschen. Um diesen Gedanken darzustellen, zeichnete Lynch das Bild einer «sozialen Membran». Sie ist wie eine Haut, die den Menschen ausserhalb seines Körpers umgibt und die ausgefüllt ist mit Energien, die tief in den Körper hineinreichen: «Genau wie das Gebärmuttermilieu den einzelnen Fetus umschliesst und wie der Hitzeschild die Astronautenkapsel umgab, so, schien mir, umgibt diese soziale Membran den einzelnen Menschen; sie trennt ihn von der übrigen menschlichen Gesellschaft, und zugleich verbindet sie ihn mit ihr.» Dieses Bild erinnert stark an jenes der Aura, des feinstofflichen Energiekörpers, das nach Erkenntnis der Esoterik den physischen Menschenkörper einschliesst.

Aufgabe der sozialen Membran – oder der Aura, wie man es nennen will – ist es, den einzelnen Menschen zugleich von den anderen zu trennen und mit ihnen zu verbinden. Dieser Gedanke, ob nun sozialpsychologisch oder esoterisch gedacht, beinhaltet in jedem Fall die Erkenntnis, dass der Mensch die Verantwortung für sich selber übernimmt, dass die Nabelschnur durchschnitten ist. Diese Ablösung der Nabelschnur stösst manchmal auf Schwierigkeiten. Er wisse schon, schrieb der damals 13jährige Autist Dietmar Zölller, dessen Briefe, Aufsätze und Gedichte soeben erschienen sind, dass ihn Menschen, die ihn nicht kennen, wegen seines Verhaltens für geistig behindert halten: «Ich denke und empfinde aber normal. Ich möchte wohl anders sein. Es geht nicht. Ich bin so gern Baby. Ich habe noch nicht die Nabelschnur abgetrennt.»

Zöllers Buch spricht den Leser an, fesselt ihn wie kaum eine Sammlung von Briefen. Die wortkargen, zum Teil brüskten, zum Teil überraschend warmen, manchmal sich wieder-

holenden, aber immer klugen Mitteilungen sind wie Botschaften aus einer anderen Welt. Warum berühren uns diese Briefe, warum berührt uns das Schicksal des Autisten Raymond Babbit, meisterhaft dargestellt vom Schauspieler Dustin Hoffman, so stark? Der Schriftsteller und Therapeut Arno Gruen hat eine einfache Erklärung: «Autismus ist in gewissem Sinn nur ein extremes Phänomen unserer Kultur im allgemeinen. Ich meine, es trifft doch für alle Leute zu, dass wir Schwierigkeiten haben, unsere Bedürfnisse zu äussern.»

So betrachtet, gehen die letzten vier Zeilen des letzten Gedichts von Dietmar Zölller jeden von uns an:

*Ich weiss noch,
wie einmal die Mutter sich mühte,
mich flehentlich ansah
mit Blicken voll Güte.
Ich konnte nicht anders
als über Mauern springen.
Ich wollte sie trösten. Gott gab Gelingen. ■*

Menschen haben ausser ihrem Körper, aber nicht unabhängig davon, ein unsichtbares Etwas, das sie von anderen trennt und sie zugleich mit ihnen verbindet. Was dieses Etwas ist, darüber werden die Gelehrten wohl noch lange streiten. Doch es ist wohl kein Zufall, dass die Autismustherapie, die nach Ansicht des Nobelpreisträgers Tinbergen die besten



Resultate bringt, aus einer im wahrsten Sinne greifbaren und einer nichtgreifbaren Komponente besteht: Festhalten und Liebe. Entwickelt wurde sie von der amerikanischen Psychiaterin Martha Welch (links mit ihrem Sohn Bram). Wir stellen sie in einem ausführlichen Bericht vor: Seite 46.

FOTOS:
CAMILLA JESSEL/MARY
ELLEN MARK